

LICHT

Stefan Blessin

Licht am Ende des Tunnels

AM ENDE DES TUNNELS

Licht am Ende des Tunnels

Der Autor

STEFAN BLESSIN ist Professor (em.) für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Hamburg. Er hat Bücher über Goethe und Horst Janssen sowie philosophische Essays verfasst.

Stefan Blessin

Licht am Ende des Tunnels

Königshausen & Neumann

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2023

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Umschlag: skh-softics / coverart

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-7970-2

eISBN 978-3-8260-8394-5

www.koenigshausen-neumann.de

www.ebook.de

www.buchhandel.de

www.buchkatalog.de

Ich bin nur ein kleines Licht –
das Licht am Ende des Tunnels

Inhaltsverzeichnis

I. Perspektive	9
II. Differenz ums Ganze	35
III. Hyperkompensation.....	68
IV. Elementarkräftequartett	108

I. Perspektive

Warum ist die Menschheit nicht im Anthropomorphismus stecken geblieben? Was hat sie da immer wieder herausgeholt?

Noch vor Erfindung der Schrift macht sich der Mensch ein Bild von der Welt. In diesen Bildern legt er sich selbst aus. Er verdoppelt sich gleichsam, namentlich in den Bildern, die er sich von seinen Göttern macht. Sie sind, was er nicht ist: überlebensgroß, allmächtig, ewig, unendlich...

Wie groß der Unterschied, wie unüberwindlich der Abstand auch ist, im Zwiegespräch mit den Bildern, die sich der Mensch von seiner Welt und seinen Göttern macht, wächst er über sich hinaus.

Er wird ein anderer, als er gerade noch gewesen ist. Er lernt sich immer besser kennen. Er wechselt die Seiten und blickt mit Augen auf sich zurück, die die seinen und seine schon nicht mehr sind. Im Gegenüber kommt er sich ebenso fremd wie erkannt vor – erkannt in seinem innersten Wesen, das ihm souffliert, er sei nicht anders als alle anderen und einzig darauf käme es an. Die unsterbliche Seele hebt ihn über sich hinaus.

Aus heutiger Sicht nehmen sich die frühen Hochkulturen ausgesprochen anthropomorph aus. Wenn sie die Welt und die Stellung des Menschen in ihr gedeutet haben, gingen sie von sich aus, von ihrem Wunsch, sich zu behaupten

und in ihrem Glauben bestätigt zu finden, sei es durch Auslegungen von Erscheinungen am Himmel oder auf der Erde, die sie in ihrem Sinne verstanden wissen wollten. So bildeten sie in für die Ewigkeit bestimmten steinernen Monumenten und im Grundriss ganzer Stadtstaaten ihren Anspruch darauf ab, sich inmitten der Schöpfung als Nabel der Welt für ewig einzurichten.

Der Anthropomorphismus hat die mannigfaltigsten Ausgestaltungen erfahren. Bis heute ist er eine vergleichsweise natürliche Reaktion auf die Bedrohungen und Kränkungen, denen ein ansonsten nicht sehr wehrhaftes Geschöpf wie der Mensch ausgeliefert wäre, wenn er nicht in Überschätzung seiner selbst den Vergleich mit den hohen und höchsten Mächten suchen und so austragen würde, dass es ihm nach innen und außen sich abzugrenzen hilft. Darüber ist es zu einer Auseinandersetzung mit einem Selbstbild gekommen, das sich längst in eine Innen- und Außensicht aufzutrennen begonnen hat.

Es sind die alten Griechen, die ihre Götter so vermenschlicht haben, dass diese sich mit ihren allzu menschlichen Schwächen als Vor- und Leitbilder verbrauchten. Die bilderreichen Ursprungsmythen wichen grundsätzlichen Fragen nach der Natur des Menschen. Die Suche nach seiner wahren Bestimmung im Zusammenhang der vier Naturelemente Feuer, Wasser, Luft und Erde brach mit der Allmacht der Bilder. Indem sie hinterfragt wurden, kehrte das nicht nur die Beweislast um, sondern auch die Richtung, aus der gefragt wurde: vom Allgemeinen her bzw. was ist das Gute an sich? wie Platon seinen Sokrates erörtern lässt.

Die Flucht aus den Bildern wendet sich von deren Vieldeutigkeit ab und sucht nach eindeutigen Lösungen. Eindeutigkeit verlangt nach einem Maßstab, an dem das so abzulesen wäre, dass darüber keine Zweifel mehr zulässig sind. Dazu greifen im antiken Griechenland die Sophisten auf die Sprache selbst zurück als dasjenige Medium, in dem sich die mythischen Bilder diskursiv aufgelöst haben. Aber der rhetorisch versierte Gebrauch der Sprache brachte allenthalben die subjektiven Vorurteile einzelner Sophisten zutage, wodurch das Verlangen nach so etwas wie allgemeingültiger Objektivität freilich noch beflügelt wurde.

Die eleatische Schule von Parmenides befriedigte das Bedürfnis, indem sie das vielfältig Seiende auf einen gemeinsamen Nenner brachte und als das ewig unwandelbare Sein verallgemeinernd darüber erhob. Das einzeln Seiende, das der Veränderung unterliegt, wurde dagegen so aufgerechnet, dass es bloß noch als dessen Negation und buchstäblich als das Nichtseiende zählen sollte. Diese Idealisierung des Seins, vollzogen in einem Akt grenzenloser Verallgemeinerung, klingt noch bei Platon nach.

Aristoteles ist der Philosoph des Werdens und eines in der Sache begründeten Verfahrens logischer Schlussfolgerung. Er zieht dem Sein Perspektiven ein und spannt es zwischen zwei Pole aus: als den Weg, der zu einem Ziel führt; als Absicht, die ihren Zweck verfolgt; als Idee, die sich zu verwirklichen sucht; als Plan, den es zu realisieren gilt; als Stoff, der nach einer Form verlangt; als Anlage und deren Befähigung zu ihrem Gebrauch; als Mittel zum Zweck.

Es ist die Gegenseitigkeit, die Verhältnisse schafft, die berechenbar sind. Diese werden dadurch vorhersehbar, dass Anfang und Ende eines Weges oder Vorgangs sich gegenseitig bedingen und nicht unabhängig voneinander sind. Das ins Werden überführte und zwischen seine gegensätzlichen Pole ausgespannte Sein bleibt bei jedem seiner Schritte so präsent, dass sich in der vollendeten Realität nur erfüllt, was als Möglichkeit daraufhin angelegt ist.

Die Möglichkeit ihres bloß fiktiven Charakters entkleidet und sie als Ermöglichung eines vorgegebenen und vollendeten Ganzen ins System eingebunden zu haben, ist eine bahnbrechende Entdeckung von Aristoteles. Möglich gemacht hat sie die Kosmologie des zyklischen Weltbildes der Antike und die am Nachthimmel immer wieder bestätigte Beobachtung periodisch wiederkehrender Abläufe.

Vor dem Hintergrund eines ewigen, in sich kreisenden und sich in Wiederholungen vollendenden Kosmos gibt es keinen leeren Raum und grundsätzlich keinen offenen Horizont. Alles bewegt sich auf zu erwartenden Bahnen und erfüllt sich wie angebahnt. Unter der Bedingung, dass der Raum voll ist und seinerseits den ausgedehnten Körpern Platz einräumt, ändert sich die Reihenfolge, in der gezählt wird. Nicht die Eins addiert sich zu immer höheren Summen wie bei den Atomisten, die vom leeren Raum ausgehen und diesen Körper für Körper immer weiter – grenzenlos – ausdehnen. Bei Aristoteles ist der Raum endlich und vorgegeben. Daraus folgt das Prinzip unendlicher Teilbarkeit. Wie ein Rahmen umschließt der Raum die Körper, die er

gleichsam aus sich entlässt und als Teile eines zusammenhängenden Ganzen aussondert.

Auf die Weise ist das, was als möglich erscheint, nicht beliebig und womöglich bloß ausgedacht. Möglich soll vielmehr nur sein, was das gegebene Ganze tatsächlich zu aktualisieren ermöglicht, also den Kosmos in seiner ewigen Gegenwart zu realisieren hilft.

Das Prinzip unendlicher Teilbarkeit hat den Vorteil, das aktual Unendliche – den sich kreisförmig erneuernden Kosmos – gegen eine Unendlichkeit abzugrenzen, die an kein Ende gelangen kann, weil – wie in der atomistischen Lehre – auf jede Zahl eine noch größere Zahl folgt. Unberechenbar wie sie ist, nennt Aristoteles sie die negative oder schlechte Unendlichkeit.

Was Aristoteles braucht, ist eine maßgebende Unendlichkeit, eine Unendlichkeit, die Maßstäbe setzt. Er findet sie in der immer schon vollendeten und sich immer wieder vollendenden Realität eines Kosmos, der einen doppelten Weg nimmt, vom Allgemeinen zum Besonderen und vom Besonderen zum Allgemeinen. Wie sich von der Erde aus die periodischen Regelmäßigkeiten am Himmel zeigen, so seien auch umgekehrt von dorthier die irdischen Besonderheiten zu erschließen.

Das höchste Allgemeine ist das kosmische Geschehen im Ganzen, wie es sich auf der Erde als immer wieder zu aktualisierende Unendlichkeit darstellt. Dem dient die aristotelische Logik. Zu ihrer ersten Voraussetzung macht sie das aktual Unendliche – eine Unendlichkeit, die sowohl

vollendet als auch zu vollenden ist – im Gegensatz zur negativen Unendlichkeit, die kein Ende kennt.

Die Bemessungsgrundlage dafür ist der Raum, so wie Aristoteles ihn versteht als immer schon erfüllt und deshalb unendlich teilbar bzw. in allen seinen Teilen zusammenhängend. Die Zeit spielt dabei die Rolle zu ermöglichen, was der Möglichkeit nach gegeben ist und was daraufhin angelegt ist, wirklich – Realität – zu werden.

Die Zeit macht möglich, was durch den Raum vorgegeben ist: die in seine Teile sich besondernde Einheit. Die Einheit geht vor. Die Zeit macht den Unterschied, der die Einheit zur Einheit des Unterschiedenen verbindet.

Diese Grenzüberschreitung wird von keiner anderen geometrischen Figur so ins Bild gesetzt wie von der Kugel bzw. dem Kreis. Darin sah die Antike das Ideal vollkommener Symmetrie im Sinne einer ausgewogenen Gleichung verkörpert. Aber des im gleichen Abstand um ein gemeinsames Zentrum – den Mittelpunkt – gezogene Umkreis spiegelt uns das harmonische Ineinandergreifen von Raum und Zeit nur vor. Tatsächlich sind es zwei Perspektiven, die im Bild des Kreises kurzgeschlossen werden: eine Innen- und eine Außenperspektive, die Teilnehmerperspektive und die Beobachterperspektive. Der Kreis schlingt in eins zusammen, was zwei sind.

Die Verwechslung kommt nicht von ungefähr. Es liegt daran, dass sich im Bild kosmischen Geschehens zwei Vorstellungen bruchlos zu ergänzen scheinen. Der Kosmos wird sowohl als immer schon vollendet erachtet, wie er auch *sich* ständig neu vollendet. Denn auch als Universum

ist der Kosmos in Bewegung. Er ist sich als vollendete Zukunft – als Futur II – ebenso voraus, wie er auch allgegenwärtig in der Vollendung seiner selbst begriffen ist.

In den indogermanischen Sprachen kann das Reflexivum „sich“ das Passiv ersetzen. Dabei wird aus der passivischen eine aktivische Wendung – mit dem Unterschied, dass ein Handlungssubjekt dort explizit gemacht wird, wo es allenfalls implizit gegeben ist. Bei Aristoteles ist der Kosmos zumal Subjekt und Objekt: seit ewig vollendet wie auch *sich* immer wieder neu vollendend.

Zwischen Aktiv und Passiv hin- und herspringend verschiebt sich unmerklich der Sinn, was daran abzulesen ist, dass die Zeit in mehreren Rollen auftritt. Mal wird sie vom Einheit stiftenden Raum so dominiert, dass sie von ihm nicht zu unterscheiden und wie in ihm aufgehoben ist. Mal ist sie es selbst, die zeitigt, was erst durch sie möglich und wirklich werden kann.

Das Bild vom ewigen Kreislauf des Weltgeschehens verschleift beides miteinander. Der Kreis schlingt das Ende in den Anfang zurück. Aktiv und Passiv, Determinismus und Indeterminismus werden austauschbar. Wie in den meisten grundlegenden Formeln der Physik kann die Zeit vorwärts wie rückwärts laufen wie auch in den linearen Gleichungen der Mathematik. Im Bild des Kreises ist alles wie in einem einzigen Zumal zusammengeschlossen. Der Kreis bzw. die Kreisförmigkeit verhilft dem größtmöglichen Ausgleich zur Darstellung.

Übertragen wir das Bild auf ein um sein Gleichgewicht kreisendes System, so findet die Zeit darin eine an Beliebig-

keit grenzende multifunktionale Verwendung, als wäre sie alles auf einmal: so allgegenwärtig wie stillstehend; eine Richtung nehmend; den Unterschied machend und wieder unterlaufend.

Allgegenwärtig ist sie als bewegte/bewegende Zeit im System der Logik. Eine Richtung nehmend ist sie insofern, als sie ein kausales Verhältnis bildet, indem die Wirkung immer auf die Ursache folgt bzw. die Ursache der Wirkung vorausgeht. Den Zeitpfeil hat die Logik im prozessualen Ablauf so verankert, dass sie den Verstoß dagegen als Widerspruch – A soll nicht gleich non-A sein – ausgrenzt und ihn so zum Schiedsrichter über die Folgerichtigkeit logischen Schließens macht. Nur der Zufall ist noch entbehrlicher, insofern er als das Unlogische schlechthin außerhalb des Systems der Logik zu bleiben hat.

In der aristotelischen Logik ist der erfüllte Raum und seine unendliche Teilbarkeit so vorherrschend, dass er die Zeit, obwohl in verschiedenen Rollen vertreten, wie in einem immer wieder neu zu aktualisierenden Kreislauf einbinden kann. Tautologisch, wie die Logik ist, ist sie auch umkehrbar und vom Allgemeinen zum Besonderen herab wie vom Besonderen zum Allgemeinen aufsteigend, deduktiv und induktiv. Die Logik macht aus einer kontingenten Welt ein in sich zusammenhängendes, von allgemeingültigen Gesetzmäßigkeiten geregeltes und im Voraus berechenbares Ganzes.

Bei so vielen Vorzügen ist es schon verwunderlich, dass sich der Kreis nicht als Quadrat abbilden und somit seine Flä-